



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Die deutsche Literatur 1752-1756. II .

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutsche Literatur 1752—1756.

Von Julian Schmidt.

II.

In Berlin waren inzwischen große Veränderungen eingetreten. Friedrich war mehr und mehr vereinsamt. Freilich übte die Stadt noch immer ihre Anziehungskraft; Winkelmann (38 J.), der um diese Zeit von Dresden aus Berlin besuchte, schreibt: ich habe Wollüste genossen, die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehn, und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt.“

In einer Ode an Gleim läßt Klopstock, dessen Begeisterung für König Friedrich „ohne Wünsche nach Lohn“ gelten, erklärt aber im Namen der deutschen Muse, sie folge ihm darin nicht. Wohl habe Friedrich große Hoffnungen erregt: „würdig war er, uns mehr als dein beglücktester Freiheitshaffer, o Rom, Octavian zu sein! So verkündete ihn, als er noch Jüngling war, sein aufsteigender Geist. Noch da der Lorbeer ihm schon vom Blute der Schlacht troff, und der Denker gepanzert ging, floß der dicht'rische Quell Friedrich entgegen, ihm abzuwaschen die Schlacht. Aber er wandte sich, strömt' in Haine, wohin ihm Heinrich's Sänger nicht folgen wird.“ — „Sagt's der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete, was er werth war zu sein; aber sie hört es doch! Sagt's ihr traurig, und fordert ihre Söhne zu Richtern' auf.“

Die Ode enthält eine vielleicht beabsichtigte Zweideutigkeit: der Sänger Heinrich's kann Klopstock sein — der das ursprünglich auf Friedrich gemünzte Schlachtgedicht mit Abänderung einiger Stellen gegen alles Kostüm an Heinrich den Vogelfsteller adressirte — vielleicht aber auch der Dichter der Heuriade.

Voltaire's Aufenthalt in Berlin hatte ein Ende gefunden. Er hatte eine arge Schmähschrift gegen Maupertuis geschrieben und sie gegen sein wiederholtes Versprechen veröffentlicht; der König hatte sie durch Denkershand ver-

brennen lassen. Vergebens bemühte man sich, auszugleichen; Voltaire erhielt 25. März 1753 nach langem Sträuben in den ungnädigsten Ausdrücken die wiederholt erbetene Entlassung.

Gleichzeitig verließ Algarotti (41 J.) den Dienst; die Nähe des Herrn war ihm bei aller Liebe zu heiß geworden.

In Leipzig, wohin er sich zunächst begab, verkehrte Voltaire sehr höflich mit Gottsched. Dieser hatte mit Paris noch immer einige Verbindung, hauptsächlich durch seinen ehemaligen Schüler Grimm (30 J.), einem geborenen Regensburger, dem es nach mehrjährigem Aufenthalt in Paris gelungen war, sich ebenbürtig in die Reihe der dortigen Literaten einzuführen; er war Rousseau's und Diderot's Freund, und begann eben die geheime Korrespondenz über die Neuigkeiten der französischen Literatur, auf die ein Hof nach dem andern abonnierte.

„C'est le scélérat le plus traître qu'il y ait dans l'univers!“ schreibt Friedrich von Voltaire an seine Schwester; on roue bien des coupables qui ne le méritent pas autant que lui.“

Nachdem er sich einige Zeit an den Höfen von Gotha und Kassel aufgehalten, kam Voltaire 1. Juni 1753 in Frankfurt an, wo er sofort auf Requisition des preussischen Gesandten verhaftet und erst 7. Juli wieder entlassen wurde. Friedrich war über die neuen Pasquille aufgebracht; er wollte seine Gedichte heraus haben, die er ihm geschenkt, weil er einen Mißbrauch derselben befürchtete u. s. w. Auf alle Fälle ein Akt toller Willkür, der dadurch nicht gerechtfertigt wird, daß der Franzose sich in der Aufregung die unerhörtesten Lügen erlaubte, und an den Kaiser schrieb, er sei bereit, über Berlin zu plaudern.

In seiner Wuth schrieb Voltaire eine schändliche Schmähchrift gegen den König, die nach seinem Tode herauskam. — Gleichwohl versuchte er März 1754 von Neuem mit Friedrich anzuknüpfen; es war ihm doch nicht gleichgültig, daß man sich in Paris erzählte, er sei in Ungnaden entlassen. Friedrich blieb reservirt, doch schrieb er: j'admirerai vos talents comme je les ai toujours admirés; vous honorez trop l'humanité par votre génie, pour que je ne m'intéresse à votre sort.“

„Le phlegme de nos bons Allemands“, schreibt er an einen andern Franzosen, „est quoi qu'on dise, plus sociable que la pétulance de vos beaux esprits. Il est vrai, que nous sommes pesants, lourds, et que nous avons le malheur d'avoir du bon sens; mais s'il vous fallait choisir un ami, chez pui le prendriez — vous?“

Lessing war seit Nov. 1752 aus Wittenberg nach Berlin zurückgekehrt und hatte die Kritik an der Vossischen Zeitung wieder übernommen. Zugleich

gab er „Vermischte Schriften“ heraus, darunter Lieder in der Art Gleim's, die zu Gunsten einer heitern Lebensauffassung gegen den Trübsinn protestiren. Sie waren damals sehr beliebt, und eins: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?“ wird noch heute in jeder lustigen Studentengesellschaft gesungen.

„Zum Mädchen wünscht' ich mir — und wollt' es, ha! recht lieben — ein junges nettes tolles Ding, leicht zu erfreun, schwer zu betrüben, im Wuchse schlank, im Gange flink, von Aug' ein Falk, von Mien' ein Schalk; das fleißig, fleißig liest: weil alles was es liest, sein einzig Buch — der Spiegel ist! Das immer gaukelt, immer spricht, und spricht und spricht von tausend Sachen, genug, es spricht mit Lachen, und kann sehr reizend lachen.“

„Solch Mädchen wünscht' ich mir! — Du Freund, magst deine Zeit nur immerhin bei schöner Sittsamkeit, nicht ohne seraphin'sche Thränen, bei Tugend und Verstand vergähnen.“

Noch viel später erklärte er, er habe die Sprache nie so mißbraucht, eine Schöne „göttlich“ zu nennen. Uebrigens konnte er mitunter recht artig sein.

„Nachlässig hingestreckt, die Brust mit Flor bedeckt, der jedem Lüftchen wich, das säuselnd ihn durchstrich, ließ unter jenen Linden mein Glück mich Laura finden. Sie schlief, und weit und breit schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden, aus mißvergnügter Traurigkeit, von Laura nicht gesehn zu werden. Sie schlief, und weit und breit erschallten keine Nachtigallen, aus weiser Furchtsamkeit, ihr minder zu gefallen als ihr der Schlaf gefiel, als ihr der Traum gefiel, den sie vielleicht jetzt träumte, von dem, ich hoff' es, träumte, der stauend bei ihr stand, und viel zu viel empfand, um deutlich zu empfinden, wieviel er da empfand. Ich ließ mich sanfte nieder, ich segnete und küßte sie, ich segnete und küßte wieder; und schnell erwachte sie, schnell thaten sich die Augen auf. Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf.“

„Die Lieder“, heißt es in der Vorrede, „enthalten nichts als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken! — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral oder poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei: alles wird mir einerlei sein. Genug, ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat.“

Kamler stimmte ihm bei; von Sulzer wurden beide als Wein- und Liebesdichter scheid angefehnt; er mußte das Herzeleid erleben, daß Kamler gar an das Schachspiel die Poesie vergeudete! und tröstete sich nur am Studium der heiligen Dichtungen Bodmers.

Lessing läßt sich von einem Bodmerianer abkanzeln. „Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren, wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welken hören: — Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Tamben fort; du bringst den gleichen Schall an den gewohnten Ort; noch denkst du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet, daß er sich ekel nur nach seltenen Bildern sehnet; noch redst du, wie man redt, eh' man die Zunge bricht, daß sie lateinisch deutsch mit schönem Stammeln spricht; noch hast du nicht gewagt ein römisch Lied zu spielen, das von Gedanken stroht, doch minder hat zum fühlen; noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht; noch giebst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht; noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden, wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden; du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt, und ihrem Zweifel mehr als ihrem Wize schenkt: — und willst ein Dichter sein?!“

Darin nun hatte Lessing einen Gesinnungsgenossen an Uz (35 S.), dem von Wieland so hart angefochtenen, der im „Tempel des Geschmacks“ schreibt: „kann ein verblindet Volk die Thorheit höher treiben? Der nicht wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben! der Deutsche will ein Britte sein und kauft ein englisch Kleid auf einem Trüdel ein. Der Aufwand ist gering: ein schwülftiges Geschwätze, das der Vernunft vergift wie aller Sprachgesetze, manch Schulwort, manch verwegener Schwung und schwärmende Begeisterung macht schon ein ziemlich Kleid nach London's neu'stem Schnitte: — dem Kleide fehlt nur eins, der Britte!“

Mit einem Andern aus derselben Schule aber kam Lessing bald darauf in einen argen Handel. Sam. Gotth. Lange (43 S.), dessen Pfarre zu Laublingen der Mittelpunkt des Hallischen Freundeskreises war, als Dichter der Zärtlichkeit hoch gefeiert, hatte seinen Lieblingspoeten Horaz in deutsche Prosa übersetzt. Gleich beim ersten Durchblättern hatte Lessing eine Menge der lächerlichsten Schnitzer gefunden, und einen gemeinsamen Freund darauf aufmerksam gemacht; dieser hatte angefragt, ob er seine Kritiken nicht — gegen Entschädigung — zu Lange's Privatbelehrung abtreten wolle, und Lessing hatte nicht unbedingt abgelehnt.

Als nun die Recension dennoch erschien, erklärte Lange öffentlich, Lessing habe von ihm Geld erpressen wollen. Der Vorwurf war nach der Geschichte mit Voltaire für Lessings Ruf bedenklich. Er schrieb daher Januar 1754 das „Vademecum für Herrn Sam. Gotth. Lange“, in welchem er zunächst seine Kritik rechtfertigte und erweiterte, und dann mit Entrüstung den Verdacht der Bestechlichkeit zurückwies.

Donatschnitzer zu berichtigen, ist sonst ein langweiliges Geschäft, aber Lessing entwickelte die gefährliche Gabe, es in einer höchst belustigenden Weise

auszuüben. Das *Vademecum* wurde mit Begierde gelesen, und bald hatte Lessing das ganze Publikum auf seiner Seite. Eine mächtige Stütze fand er in dem Göttinger Professor Michaelis (37 S.), der seit Hallers Abgang nach Bern die Gelehrten Anzeigen leitete.

Wie wenig er noch mit sich selbst im Reinen war, zeigt ein Fall, der gleich darauf eintrat. Mylius, sein alter Freund, hatte im Auftrag der Göttinger Akademie eine naturwissenschaftliche Expedition nach London unternommen, war dort in Schulden gerathen, und endlich, 6. März 1754 im Elend gestorben.

Lessing hatte ihn noch vor Kurzem öffentlich einen großen Dichter genannt: als er nun die hinterlassenen Werke des verstorbenen Freundes herausgab, fand er, daß sie nichts taugten, und sprach diese Ueberzeugung in einer so unbarbarischen Schärfe, ja mit so unschönem Behagen aus, er fügte so bittere Bemerkungen über den Charakter des Menschen hinzu, daß Schönaiach ausrief, er wüßte allen seinen Feinden solche Freunde und Herausgeber!

Es lag in seiner Art, die kritische Objektivität bis über die Grenzen des Schicklichen zu treiben; und dabei war er doch subjektiven Eindrücken nicht ganz unzugänglich.

Reizt durch die Angriffe Schönaiach's, ließ er sich einmal verleiten, sogar das Eheleben Gottscheds zu verhöhnen, was ihn gewiß nichts anging. „Die Natur ist nicht aus zu treiben!“ schreibt Kamler einmal. „Er kann einmal in seinen Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter nicht sein, der er doch im Leben ist.“ Der Eindruck, den die Zerstretheit seines Treibens auf die Andern machte, wurde noch geschärft durch die Paradoxie, mit der er über sich selbst zu spotten liebte, durch sein Lob der Faulheit, die Versicherung, sein einziger Grundsatz sei, keine Grundsätze zu haben, es käme doch bei Allem „nisch“ heraus u. s. w. — „Lessing“, schreibt Sulzer an Bodmer, „ist noch vor dem Scheidewege. Er kann ganz gut oder auch ganz schlecht werden. In seinen Reden ist er viel besser als in seinen Schriften, und er scheint mir viel Verstand zu haben. Aber er hat auch noch viel Jugend, und eine Anzahl älterer und jüngerer Halbgelehrten arbeiten daran, ihn schlecht zu machen. Ich kann ihm nicht beikommen.“

Dieselbe Ueberkraft indeß, die Lessing mitunter zu einem unschönen Ausbruch trieb, befähigte ihn, wo es galt, der öffentlichen Meinung zu trotzen, das wahrhaft Positive aus dem Schutt aufzusuchen.

„Ich kann mir keine angenehmere Beschäftigung denken, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, un= verdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das in moralischem Verstande zu thun, was

derjenige, dem die Aussicht über einen Bilderaal anvertraut ist, physisch ver-
richtet.“ So leitet Lessing Mai 1754 seine „Rettungen“ ein.

In einer der ersten sucht er den Horaz von dem Vorwurf der Wollust zu reinigen. Dem Dichter sei es erlaubt, im Ton und Geschmack seines Zeit-
alters die Wollust zu schildern. „Alles woraus ein Dichter seine eigene An-
gelegenheit macht, rührt weit mehr als was er nur erzählt. Er muß die
Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß
scheinen, aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu
sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geist alle möglichen
Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß,
ist eben das, was seinen Vorzug macht. Diejenigen, denen er versagt ist,
können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter von Liebe seufzen könne, ohne sie
zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich er-
wecken lassen, wissen von dem Geheimniß nichts, sie durch willkürliche Vor-
stellungen rege zu machen.“

Offenbar schwebte Lessing die dramatische Poesie vor, aber er dehnte
die Konsequenz auch auf die Lyrik aus.

„Bei einem Dichter darf man die Spiele seines Witzes nicht für Bekennt-
nisse seines Herzens ansehen. Besonders der Oden-dichter pflegt fast immer in
der ersten Person zu reden: er setzt sich in fremde Umstände, um seinen Witz
auch außer der Sphäre seiner eigenen Empfindungen zu üben. Er sucht die
Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern zusammen, und macht ein
Ganzes daraus, wo er sich selbst zum Subjekt nimmt. — Ich verrathe hier
vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe
abhängt.“

Lessing pflegte zu sagen, einer herrschenden Uebertreibung müsse man
die umgekehrte entgegensetzen, um das Gleichgewicht herzustellen: Klopstock's
Schule, die so sehr auf die Heiligung des Innern dringt, wird recht derb
brüskirt. Im Grund machte ja Klopstock auch seine Gedichte, obgleich er es
nicht Wort haben wollte.

„B. B. Rousseau soll auf die Frage: wie es möglich sei, daß er sowohl
die unzüchtigsten Sinnschriften als die göttlichsten Psalmen machen könne? ge-
antwortet haben: er verfertige jene ohne Nachlosigkeit wie diese ohne Andacht. —
Seine Antwort war vielleicht zu aufrichtig, aber dem Genie eines Dichters
vollkommen gemäß.“

„Je größer ein Dichter ist, je weiter wird sich das, was er von sich selbst
mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernen. Unmöglich ist, aus
seinen Gedichten seine Meinungen zu schließen, sie mögen nun die Religion
oder die Weltweisheit betreffen. Die Gegenstände, mit welchen er sich be-

schäftigt, nöthigen ihn, die schönsten Gedanken von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind.

Die Berliner Akademie hatte die Preisaufgabe ausgeschrieben: „Untersuchung des Pope'schen Systems, welches in dem Satz: all is right! enthalten ist.“

„Was macht Saul unter den Propheten?“ fragt Lessing; „was macht ein Dichter unter den Metaphysikern? — Der Metaphysiker muß die Worte, die er brauchen will, erklären; er muß sie nie in einem andern Verstand als in dem erklärten anwenden; er muß sie mit keinem andern verwechseln. Keines von diesen Gesetzen beobachtet der Dichter. Schon der Wohlklang ist ihm eine hinlängliche Ursache, einen Ausdruck für den andern zu wählen. — Die Wahrheit, die der Philosoph durch einen Schluß erlangt, ist ihm nicht mehr Wahrheit als die, zu welcher er durch zwanzig Schlüsse gelangen kann, wenn diese nur untrüglich sind. Alles dagegen, was der Dichter sagt, soll gleich starken Eindruck machen, alle seine Wahrheiten sollten gleich überzeugend rühren. Um das zu können, spricht er mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll; von beiden behält er dasjenige, was sich am besten in wohlklingende Verse zusammenreimen läßt.“

— Hat Lessing sein eignes Gedicht „über die Religion“ etwa auch nach dieser Methode ausgearbeitet? — Er hatte mit seiner ästhetischen Theorie offenbar über das Ziel hinausgeschossen: seine nächsten Zeitgenossen Haller, Drollinger, Dr. Witthof, Uz, v. Kreuz haben in ihren Lehrgedichten nichts ausgesprochen, als wovon sie überzeugt waren.

Gleichzeitig mit den „Rettungen“ erschien das Lustspiel „die Juden.“ Es wird von allen Seiten auf die Juden geschmäht, und schließlich erweisen sich alle Schmäher als Bösewichte, der einzige Tugendhafte erweist sich als Jude; keiner hat ihn als solchen erkannt. Das Stück wurde 24. Aug. von J. B. Michaelis gelobt, nur mit der Anmerkung, es sei zwar nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich, daß sich aus einem so gedrückten Volk ein so vollkommener Charakter entwickeln könne. Eigentlich wollte Michaelis sagen: ein Jude, dem Niemand den Juden ansieht, der keine Charaktereigenschaft seiner Nation besitzt, hat nicht das Typische, was zu einer Theaterfigur gehört: Lessings Wendung war in der That so wohlfeil als unpoetisch; es ist eine Anekdote, aber keine dramatische Situation.

Als Antwort auf Michaelis veröffentlichte Lessing 16. Okt. 1754 die Zuschrift zweier Israeliten. „Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spott und der Verachtung aller Welt aus: nur die

Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen.“

Der eine dieser Korrespondenten war der später unter dem Namen Mendelssohn berühmt gewordene Moses (25 J.), Sohn eines armen Rabbiners in Dessau, seit seinem 19. Jahre in Berlin eingewandert, wo er sich anfangs sehr kümmerlich durchschlagen mußte, bis ein reicher Seidenhändler ihm den Unterricht seiner Kinder anvertraute. Er hatte sich seine Kenntnisse mühsam selbst errungen, und namentlich die Wolfische Philosophie sich gründlich angeeignet. Durch eine hebräische Wochenschrift suchte er Aufklärung unter seinen Glaubensgenossen zu verbreiten. — Er war von kleiner Statur, etwas verwachsen, und hatte eine schwärzliche Gesichtsfarbe.

Hinter einer sehr bescheidenen Außenseite versteckte sich bei ihm viel Groll, namentlich wo das Judenthum angegriffen wurde. Noch ein Menschenalter später beschuldigte er Michaelis — fälschlich — behauptet zu haben, kein Jude könne tugendhaft sein!

Zu der Abhandlung über Pope, die Febr. 1755 erschien, verband er sich mit Lessing; er behandelte den philosophischen Theil, vom Wolfischen Standpunkt. Uebrigens wurde dieser Standpunkt auch von deutschen Dichtern vertreten: auch Uz schrieb eine „Theodicee“.

Die Franzosen in Berlin waren im Allgemeinen dagegegen. Von Bre-montval erschien Febr. 1755: „du hasard sous l'empire de la providence“; er behauptete, es müsse einen Zufall geben, d. h. etwas, wofür sich ein zureichender Grund nicht angeben lasse, sonst könne es keine göttliche Vorsehung geben. In ähnlichem Sinn sprach sich Prof. Beaumont aus: „le Pyrrhonisme raisonnable“, der dadurch mit den Freunden bekannt wurde, wie auch Bre-montval, der Moses ebenso paradox vorkam wie seine Schriften: springend in seinen Launen und Gedanken, heute liebenswürdig, morgen unausstehlich.

Grade in jener Zeit machte Condillac (40 J.) den sehr ernstgemeinten Versuch, den Sensualismus — die Herleitung aller Ideen aus den Empfindungen — wissenschaftlich zu begründen; aber von dieser Lehre wollte Moses nichts wissen. „Die Franzosen, welche seit Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen haben, machten die Artigkeit der Sitten zu ihrem einzigen Augenmerk. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde, und spotteten sehr witzig der düsteren Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthalten als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Wie konnten sie anders? Sie, die gern die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehn wollen, daß sie zu leben wissen.“

Das war für die damalige Zeit höchst ungerecht: die Franzosen waren

uns offenbar voraus. Aber man war verstimmt über den Einfluß der französischen Schöngelster bei Hofe, noch verstimmt über die Gewohnheit des Adels, die Kinder von früh auf französisch denken zu lehren, während sie das nothdürftige Deutsch, dessen sie im Verkehr mit dem gemeinen Mann bedurften, sich im Stall aneigneten. Gleichviel! es war einmal unerläßlich für das Fortkommen, des Französischen mächtig zu sein, und wohl oder übel mußte man sich dazu entschließen.

Grade damals ergriff Rousseau (43 J.) mit wunderbarer Gewalt das deutsche Publikum. 10. Juli 1755 zeigte Lessing seine neue Preisschrift an „discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“: „er ist noch überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurtheile, wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, ansieht, sondern graden Wegs auf die Wahrheit zugeht. Sein Herz hat an allen seinen spekulativen Betrachtungen Antheil, und er spricht folglich aus einem ganz anderen Ton als ein feiler Sophist.“

Moses übersetzte das Buch, um sich im Ausdruck zu üben, und widmete es Lessing. „Mein empfindliches Herz ist Ihnen bekannt. Sie haben oft bemerkt, wieviel Macht ein freundlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat!“

In der Vorrede vergleicht er Rousseau, der den Menschen zum Naturstand zurückführen will, mit einem Erwachsenen, dem seine Pflegemutter die Geschichte seiner Kindheit erzählt; „er hört die Beschäftigung seines spielenden Alters, er hört sogar die losen Streiche, die er dem Bedienten gespielt, mit Vergnügen, und ist nicht abgeneigt, diesen Stand der Unschuld seinen männlichen Jahren vorzuziehen.“

Für Lessing, Moses und Ramler, die immer enger zusammenhielten, fand sich nun ein neuer Bundesgenosse. — Febr. 1755 erschienen die „Briefe über die schönen Wissenschaften in Deutschland“, die viel Aufsehn machten und allgemein Lessing zugeschrieben wurden. Der anonyme Verfasser war sein leidenschaftlicher Verehrer Fr. Nicolai (22 J.), Sohn eines Berliner Buchhändlers. Mit gutem Gedächtniß und leichter Auffassung begabt, war er zuerst in der Berliner Realschule, dann in Halle erzogen.

In Nicolai tritt zum erstenmal der echte Berliner auf den literarischen Kampfplatz. Ein rasches, zuversichtliches Urtheil, durch wenig Vorkenntnisse bedingt und begrenzt; der Grundsatz: hange machen gilt nicht! ein starker Disputirer, der, mit einiger Vorbildung in der Wolfischen Schule, überall ausschließlich auf Deutlichkeit der Begriffe ausging; viel gesunder Mutterwitz; ein muntre, leicht fließender Ton, nicht sehr wählerisch, an den Kritiken der Vossischen Zeitung geschult; Talent für Parteiung; daneben aber, was ihn

sehr von Gottsched unterscheidet, die entschiedenste Vorliebe für alles Poffenhafte, Verachtung aller Gravität und selbst einige Anlage zum Hanswurst.

Seine Briefe, die sich ungenirt über sämtliche Gegenstände der Literatur verbreiten, streben die Emanzipation Berlins von den bisherigen Zentralpunkten Leipzig und Zürich an. Berlin müsse die wirkliche Hauptstadt werden; der Standpunkt der Provinzen sei ein zurückgebliebener. Gottsched wird als völlig abgethan behandelt, aber Bodmer kommt nicht besser fort. „Bodmer muß seinen Lesern eben das kalte Blut eines Fünzigers zutrauen, womit er eine ziemliche Anzahl von sehr langweiligen Erzählungen niedergeschrieben hat, wenn er glaubt, daß sie an einem süßen Geschwäg von platonischer Liebe und an einer ewigen Wiederholung von seraphischen Tändeleien Geschmack finden könnten.“ — Darauf folgt die schon erwähnte Stelle über Wieland.

April 1755 gab Lessing zwei neue Stücke heraus: den „Freigeist“ und „Miß Sara Sampson“.

Der „Freigeist“ ist psychologisch von großem Interesse: das Stück behandelt mit plastischer Anschaulichkeit und aus der innern Erfahrung heraus eine Frage, die damals von den Gelehrten abstrakt oft erörtert wurde: wieweit das Rechtsgefühl der Stütze eines offenbarten Gesetzes entbehren könne? — Der Aufbau des Stücks ist dem Französischen nachgebildet; aber es ist eine frische lebendige Sprache darin und ein dramatischer Zug, der Alles zurückläßt, was in jener Zeit geschrieben wurde. Die Peripetie in den Versuchen des edel denkenden Geistlichen, das Herz des stolzen Freigeists zu gewinnen: daß er nämlich die Fassung verliert, grob wird, und dadurch Abraß von seiner Offenherzigkeit überzeugt, ist vortrefflich gedacht. Das Beste ist aber der Charakter Abraß's selbst, der erste, den Lessing aus seinem Innern geschöpft hat; er ist nachher in Tellheim und im Tempelherrn vertieft, aber schon jetzt spricht sich der Dichter selbst in den Widersprüchen seiner starken aber unruhigen Natur deutlicher aus als vielleicht im Leben, wo die jugendlich leichtlebige Liebenswürdigkeit den ihm innewohnenden Trotz noch verdeckte.

„Miß Sara Sampson“ ist die erste bürgerliche Tragödie in Deutschland, der erste Versuch, die Leidenschaft unabhängig vom Komplimentirbuch sprechen zu lassen. Aber es ist nicht auf deutschem Boden gewachsen: englische Muster schweben dem Dichter vor, hauptsächlich Richardson, für dessen Grandison damals Gellert, Klopstock, Cramer, Zimmermann, Wieland, Ebert u. s. w. die ausschweifendste Begeisterung aussprachen. Die Sitten sind weder englisch noch deutsch, die Weinerlichkeit im Ton Sara's und ihres Vaters ist unerträglich. Aber aus dieser weichherzigen Gesellschaft heben sich zwei Figuren angenehm hervor, die freilich auch an englische Vorbilder erinnern, aber doch dichterisch verarbeitet sind: Marwood, theatralisch die dankbarste Rolle, der

erste Versuch in Deutschland, ein böses Weib interessant zu machen; und Mellefont, der eigenthümlich gemischte Charakter, der gutmüthige Wüßling, der kraftlos Leidenschaftliche; der Mann, dem es unheimlich ist, sich sittlich zu binden und der daher der Sklave jedes Ungefährs wird. Besonders bezeichnend für den Dichter selbst ist ein Monolog Mellefont's, der nicht etwa mit zwingender Nothwendigkeit aus der Handlung hervorgeht. „Was für ein Räthsel bin ich mir selbst! — Ich liebe den Engel. Ja gewiß, ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tausend Leben für sie aufopfern, für sie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat. Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anstand wollt' ich es. — Und doch, doch — Ich erschrecke, mir es selbst zu sagen — Und doch — Wie soll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblick, der sie auf ewig zu der meinigen machen wird. — Es ist nun nicht zu vermeiden. Die Verzögerung hat mir schon schmerzhaft Vorwürfe genug zugezogen. So schmerzhaft sie aber waren, so waren sie mir doch erträglicher als der Gedanke, Zeit Lebens gefesselt zu sein.“

Das Stück that auf der Bühne eine große Wirkung, so in Leipzig, Hamburg und Berlin, wo Nicolai bei der Aufführung helle Thränen vergoß. „Wir haben“, schreibt Michaelis, „nicht leicht etwas so Rührendes gelesen als dies Trauerspiel, so uns mit Schauer und Vergnügen erfüllt. Die Sittenlehre, daß der, so selbst Ursache hat, Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist unvermerkt angebracht, und in einem sehr starken Licht da, wo man sie nicht erwartete, vorgestellt.“

Ein wenig schlug das doch immer in die Tendenz der Gellert'schen Moral.

Die neueren assyrischen Ausgrabungen.

II.

Nach der Besprechung der Keilsprache, der Schwierigkeit und Gefahr ihrer Entzifferungsversuche, also nach formellen Präliminarien wenden wir uns nun in aller Kürze der sachlichen Frage nach den Resultaten der jungen Wissenschaft zu.

In dieser Beziehung sind vor allen Dingen die Ergebnisse auf religionsgeschichtlichem Gebiete in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Das System des altassyrischen Polytheismus liegt jetzt klar vor unseren Augen; die sporadischen Andeutungen über das Wesen und die Bedeutung dieser Gott-